

Robert Drabner

Das Jüdische Museum

Gespenstig ragt ein bizarrer metallischer Stoßzahn aus der Erde, eine unnatürliche Wucherung aus anorganischer Masse, gewachsen am Ende einer architektonischen Insel im Herzen der Stadt Berlin. Kommt man vom Zentrum, liegt im Rücken die durch und durch geplante City, die lebendig chaotische Stadt. Die Fassade des metallenen Monumentes kennt keinen Eingang. Herausgetrennt wurden kleine Scharfen, die scheinbar planlos aus der zinkenen Haut des Gebäudes gerissen wurden, um dem Inneren etwas von dem Licht zu überlassen, das sonst nur von der silbrigen Schale zurückgeworfen wird.

Ein verstecktes Labyrinth, das nur durch einen Bypass zu erreichen ist, verbirgt sich innen im stählernen Koloss. Das ältere, harmonisch angenehme Haus, das uns den Eingang in die surreale Welt des jungen unkonventionellen Architekten öffnet, verblasst neben der mystischen Erscheinung eines Objektes, dessen Fremdartigkeit der Grund für seine Anziehung ist.

Der Eingangsbereich ist schlicht und funktional, nichts, was abschreckt, nichts, was zum verweilen einlädt, weder gemütlich noch spießig. Man passiert diesen ersten Abschnitt mit Wohlwollen. Emotional neutral verhält sich die Umgebung. Bis zum Betreten der Treppe, die nach unten, zum Untergrund führt. Es wird kühl. Ein Abschied von der geordneten Welt, ein Verlassen des Normalen. Man steigt die Stufen hinab in die Kellerflure, die in die Fremde führen. Kalter, unsicherer, fremder Boden, kein Halt, keine klaren Töne vernimmt man im Gewirr aus Menschen, die kommen und gehen. Zwei Pfade tun sich auf. Der Weg, der nach draußen führt, ist steil und beschwerlich. Er bringt uns in die Fremde, wo es kälter und noch beschwerlicher wird. Wer die Steilheit nicht nehmen will und sich in die Konfusion eines noch unsicheren Geländes nicht traut, endet in einem engen, doch endlos hohen ausweglosen Loch, dessen einziger Lichtstahl unerreichbar ist und bleibt. Unwiderruflich ergibt man sich der Dunkelheit, Sackgasse ohne Ausweg. Nur das Exil bietet Hoffnung und die Möglichkeit, das Licht wieder zu spüren, doch es bleibt kalt.

Entflieht man dem Keller, wird man geleitet von einer Treppe, schwer und ungewohnt der Aufstieg, zudem erschöpfend trist, wird man empor gehoben in die obere Etage. Zu steil die Stufen, kein Platz zum Ausruhen. Oben angekommen, gibt es nur noch einen Gang, eine Richtung. Dem Strom folgend, den man selbst erzeugt, durchläuft man unaufhörlich die Vergangenheit, kein Links, kein Rechts, kein Abzweig. Die Monotonie des Kanals wird nur durch kleine Löcher unterbrochen, die sich in der Wand befinden, blickt man hinaus, um Orientierung zu finden, einen kleinen Anhaltspunkt auf diesem vorbestimmten Weg, wird man enttäuscht mit der bloßen Aussicht auf Beton. Nur der Blick nach unten lässt etwas erspüren. Ein Innenhof. Kein Werk der Natur. Kein Leben, nur metallene Gesichter, vereinzelt und geschichtet, gelagert in einem betonierten Beet.

Menschen, die über dieses Feld spazieren, lösen die klirrenden Klagen unzähliger Lebloser aus, die ihr geschmiedetes Schicksal in trister Gemeinsamkeit fristen.

Weiter gezogen und nach einem Ende suchen wird man vorangetrieben, zu lange schon keine Abzweigung, zu lange schon kein Ende. Unaufhörlich wirkt der Weg. Zu oft gleichen sich die Gänge, als hätte man nie den Raum gewechselt. Sinnestäuschung? Möglichkeiten den Weg zu wechseln gibt es nicht. Durch die Alternativlosigkeit wird man gezwungen den Weg vorwärts zu beschreiten.

Nur die Gestaltung des Raumes lässt erahnen, dass man sich nicht im Kreis bewegt hat. Nach langem Weg erreicht man wieder die Treppe, jedoch nicht an der erwarteten Stelle. Der Irrweg der obersten Etage führte uns zwei Stockwerke tiefer. Der leichte Antrieb nach vorne war das Ergebnis des angeschrägten Bodens und die Endlosigkeit das Resultat eines serpentinischen Abgangs. Nun treibt es mich heraus. Die Erwartung von Boden lässt mich leichter die Flucht aus dem Gebäude nehmen. Von Leichtigkeit beflügelt erreiche ich das Tageslicht.